

Meilerbesuch im Neuenburger-Jura

Autor(en): **Haag-Tobler, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635127>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MEILERBESUCH IM NEUENBURGER-JURA

Zwischen zerklüfteten Kalkfelsen und dunkelgrünen, hohen, knorrigen Tannen liegt der Lac des Brenets, dessen Wasser durch den moosigen Grund eine schwarze bis dunkelgraue Färbung aufweist. Selten malerisch gelegen bildet dieser enge und langgezogene See mit seinem Ausfluss, dem Doubs, die natürliche Grenze zwischen dem besetzten Frankreich und der Schweiz. Am Ausfluss des Seeleins, aus welchem der Doubs fließt, liegt der Flecken Saut-du-Doubs, ein bekanntes Ausflugsziel, leicht erreichbar von Le Locle und La Chaux-de-Fonds. Im Frühjahr kann das Doubswasser bedrohende Höhen annehmen, so dass Ueberschwemmungen der kleinen Ortschaft des öfters vorkamen. Im Herbst und Winter dagegen versickert das Doubswasser allmählich in dem moosigen durchlässigen Flussboden, so dass eine markante Grenze nicht mehr vorhanden ist. Hier war es auch, wo ein Teil der französischen, polnischen und englischen Truppen ihren Uebertritt in die schützende Schweiz vornahmen. Richtet man von hier aus seinen Schritt weiter Doubs abwärts, so folgt man dem Lauf des roman-



Der „Chole-Fridel“ in seinem Wirkungsreiche!



Der Meiler im Rohaufbau mit dem ebenen Untergrund



Die ersten Holzkohlen

tischen Flusses, der sich durch wild eingeschnittene Felsgalerien durchwindet. Die Gegend mündet an die amerikanischen Rocky-Mountain-Landschaft an. Ausser Grenzwächtern und vereinzelt Soldaten trifft man wenig menschliches Dasein. Bei einer guten Marschstunde wird die Baumfülle lockerer und ein feiner teeähnlicher Geruch zieht die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich. In weiter Ferne erkennt man deutlich Rauch und hört das dumpfe Schlagen von Holz. Da, plötzlich tritt aus der Waldeinsamkeit eine Lichtung auf. In flacher Platz, der sich vom holperigen Wege zum Doubsufer hinzieht, wird sichtbar. Am Abhang steht eine Wohn- und Arbeitshütte aus Holz gebaut, in welcher ein alter, wettergestählter Mann gerade bei der Ausbesserung eines Werkzeuges beschäftigt ist. Etwas missmutig schaut er auf den daherziehenden Fremdling. Aber einige Begrüßungsworte verleiht ihre Wirkung nicht. Es entspinnt sich ein Gespräch bei welchem die Abstammung und Sprachzugehörigkeit des „Chole-Fridel“, wie er sich selbst nennt, näher ergibt. Er ist gebürtiger Emmentaler und betreibt hier eine Meileranlage, als Meister ein Fachmann, obschon er mit seinen 70 Jahren zu den Betagteren zählt. Freiweg erzählt er mir von seiner arbeitsreichen Vergangenheit, wie er betriebl. im Weltkriege mit der Aufgabe des Köhlerns betraut worden sei. Heute nun, wo die Benzinfrage in der Schweiz einem schwierigen Problem gegenüberstehe, habe eine Welschschweizerfirma auf ihn zurückgegriffen und ihm die Aufgabe der Holzkohlenherstellung übertragen. Er sei diesem Auftrage freudig gefolgt, da die Fachleute auf diesem Herstellungsgebiete sehr gesucht wären. Mit grosser Freude entspricht er meinem Wunsche, etwas mehr von dieser friedlichen Arbeit zu erzählen.

Nicht weit von dem Hüttenplatze, auf freier Waldboden, erhebt sich ein grosser rauhgedeckter Meiler. Seine Höhe beträgt ungefähr 3-4 m. In einiger Entfernung steht ein weiterer, der sich noch im Bauzustande befindet. Der Aufbau und die Kohlenherstellung lässt sich an diesem Meilerhandwerk gut erläutern. Luftgetrocknetes Stangenholz wird auf planiertem Platze kreisförmig aufgeschichtet. Wichtig ist, dass der Köhlerplatz völlig waagrecht ist, da sonst die Verkohlung unregelmässig vor sich gehen würde. Die Holzsorten bestehen hauptsächlich aus Buchen-, Eschen-, Ahorn-, Platanen-, Apfel- und Ulmenholz. Eichen- und Tannenholz eignen sich weniger gut, da das erstere zu hart, das zweite zu weich und zu knisterig ist.

Scheit um Scheit werden nun aufgeschichtet



Der Tabak qualmende und zufriedene „Fridel“

so dass der Meiler sich halbkugelförmig aufbaut. Am Boden wird ein Anfeuerungskanal, die „Zündgasse“ freigelassen. Er entsteht durch Legen einer runden Stange, die zuletzt, wenn der Holzrohbau beendet ist, herausgezogen wird. Allfällige Zwischenräume werden auf allen Seiten durch Kleinholz kunstgerecht verstopft, damit bei der Verbrennung keine unregelmässige Zugluft entsteht. In der Mitte des Holzmeilers wird keilförmig von unten nach oben ein kleiner Zugkanal offengelassen. Wer jetzt glauben sollte, dass der Meilerhaufen zum Anbrennen bereit sei, der täuscht sich, denn nun beginnt eine wichtige und mühevoll Arbeit. Der Holzaufbau wird mit vorher zusammengesuchtem Moos sorgfältigst zugedeckt. Die Höhe des Meilers macht den Gebrauch einer Leiter notwendig, mit welcher der „Chôle-Fridel“ auf denselben steigt. Ist auch das letzte Holzstück mit Moos abgedichtet, so wird eine Schicht Erde oder Sand über den Meiler aufgeworfen. Oben auf der Kuppe wird der Luftkanal offen gelassen. Am Boden zieht sich der Anfeuerungskanal von der Peripherie des Meilers nach der „Zündgasse“ hin. Ist die Arbeit nun soweit gediehen, so wird um den fertigen Meilerhaufen Ordnung erstellt, d. h. ein schmaler Fussweg wird rund um die Anlage erstellt, das Werkzeug, überflüssiges Holz und Moos werden zusammengetragen, denn der Köhlermeister ist von peinlichem Ordnungsinne durchdrungen. Die Holzmenge, die zur Erstellung des Meilers benötigt wird, beträgt ca. 28 Ster und das Holzkohlensausbringen beträgt ungefähr 2300 kg. Nun ist alles betriebsbereit, die Anfeuerung kann

beginnen. Eine Holzstange wird an ihrem einen Ende mit Putzwolle umwickelt und diese mit Petrol getränkt. Die brennende Fackel wird in den Anfeuerungskanal eingeführt, genau bis zur Mitte, wo sich das Kleinholz entzündet. Von innen heraus beginnt nun allmählich der Verkohlungsprozess. Der Nichtfachmann verrecknet sich, wenn er glaubt, dass damit die Arbeit des Köhlers beendet sei. Nein, die Aufgabe besteht nun in einer peinlichen Ueberwachung des Feuers. Die Kunst des Köhlers beruht nebst dem kunstgerechten Aufbau des Holzhaufens in der Beobachtung des Verkohlungsvorganges, d. h. die Luftzufuhr muss sorgfältig geregelt werden. Niemals darf Feuer entstehen, da das Holz sonst veraschen würde und zum Schlusse, statt Holzkohle, Asche als Ergebnis vorläge. Wenn nun der Meiler „kohlt“, steigt der „Fridel“ auf den Bau und schüttet in den Luftkanal Kleinholz hinein, um denselben allmählich zu schliessen. Auf den Aussenseiten des Meilerhaufens werden mittelst eines Holzspießes kleine Luftlöcher in den Erdüberwurf gebohrt. Aus denselben qualmt langsam weisser, dann gelber Rauch heraus. Der Köhler spricht darüber fachmännisch, der Meiler „kocht“. Wird der Rauch blau, so ist das das Zeichen, dass der „Kochprozess“ beendet ist, und die Luftlöcher werden mit Erde verstrichen. Der Verkohlungsvorgang ist somit fertig. Der ganze Riesenhaufen hat „abzukochen“. Aus diesem langwierigen Arbeitsvorgang, der meist 8—10 Tage und Nächte dauert, ergibt sich die Verantwortung und Mühe, die es für einen erfolgreichen Kohlenherstellungsvorgang braucht. Ist der Holz-



Die Holzkohlen-Meileranlage am Doubs. Vorne der kochende und im Hintergrund der im Aufbau befindliche Meiler

haufen nun soweit verkohlt, muss derselbe 2 Tage erkalten. „Wer sät, der wird ernten“, so lautet der Wahlspruch auch beim Köhler. Verbrannte Erde und Moos werden entfernt und die verkohlten Holzschelte Stück für Stück sorgfältig hervorgeholt und sogleich verkleinert, in Säcke gefüllt und abgewogen. Der „Fridel“ hat eigens eine Brückenwaage, mit der er das Ausbringen bestimmt. Er wiegt die Holzkohlen an Ort und Stelle ab. Die gesamte ihm übertragene Arbeit teilt er mit einem Gehilfen, den er witzig „Assistent“ tituliert! Das Holz zur Meilerei wird von seinem Arbeitgeber geliefert. Von Zeit zu Zeit schickt ihm dieser als Belohnung für seine gewissenhafte Arbeit ein Fässchen Wein. Er ersuchte mich nun, in die Hütte einzutreten. Hier ist eine primitive Schlafgelegenheit eingerichtet. Ein schmaler langer Tisch und eine notdürftige Waschanlage ergänzen den Haushalt. So lebt der „Chole-Fridel“ seit Monaten im Walde am Ufer des schwarzbraunen Doubs. Lächelnd erzählt mir der rüstige Alte vor dem Abschiede, dass ihn gerade diese Einsamkeit glücklich mache und dass es für ihn nichts Schöneres gäbe, als mit einer Tabakpfeife qualmend den ebenfalls rauchenden Meilerhaufen zu beobachten und dabei hoffen zu können, dass diese „Ladung“ noch besser ausfalle als die letzte. Bekanntlich ist die Herstellungsweise von Holzkohlen, wie wir sie jetzt kennen lernten, die älteste Gewin-

nungsmethode. Dieses Verfahren hat heute, wo die schnelle Herstellung von Holzkohle gefordert wird, etwas an Rentabilität verloren, da moderne Holzdestillationsapparate erschafft worden sind. Diese haben den Vorteil, schneller zu verarbeiten und grünes Holz zu verwenden. Die Qualität der Holzkohle nach der alten Methode habe jedoch besondere Vorzüge. Ferner behält dieser Herstellungsvorgang ein Stück Romantik offen und ist eng mit der Natur verbunden. Bevor ich nun meine Rückwanderung antrat, dankte ich dem pflichtbewussten, bescheidenen Manne, der in seinem 70sten Lebensjahre Tag und Nacht seiner Arbeit nachkommt, für seine freundlichen Erläuterungen und versprach ihm, bald wieder vorbeizukommen. Besuche freuen ihn besonders, aber nicht solche, die im Meilerhaufen mit Spazierstecken herumgrübeln, um ihre Neugierde zu befriedigen. Den Rückweg antretend, stiegen in mir verschiedene Gedanken auf, wie mancher Eidgenosse, dank der Holzkohle, seinem Berufe nachleben kann. Welche Wichtigkeit spielt diese in bezug auf unsere Landesverteidigung! So hilft dieser einfache, treue Arbeiter mit an der Selbstversorgung unserer Heimat in schweren Zeiten. Diese in jeder Beziehung harte, unverdrossene Arbeitsweise zum Wohle unseres Vaterlandes sollte unserer Generation, ein jeder an seinem Platze, zum nachahmenswerten Beispiele dienen. R. Haag-Tobler.

VERGESSLICHKEIT

Von HEINR. ARTHUR STADELMANN

Wir ledigen Assistenzärzte trafen uns damals fast jeden Abend nach dem Dienst in der kleinen Weinstube zum „Rebstock“ gegenüber der „Medizinischen Universitäts-Poliklinik“. Ab und zu besuchte uns auch der eine oder andere der verheirateten Kollegen; keiner aber so selten wie Dr. Merian. Und das hatte allerdings seine guten Gründe. Dieser von uns allen respektierte Assistent des alten Prof. Bergmann war schon seit Jahren verheiratet und lebte mit seiner kleinen Frau in einer geradezu idealen Ehe, so dass er daher wohl mit Recht seine eigene gemütliche Häuslichkeit dem Aufenthalt im Wirtshaus vorziehen mochte.

Nach längerer Zeit war Merian aber doch einmal wieder unseren drängenden Einladungen gefolgt, und irgendwie war das Gespräch auch auf den Chef der Klinik gekommen. Jemand hatte geäußert, dass Professor Bergmann denn doch schon recht alt für seinen verantwortungsvollen Posten sei und wie man verschiedentlich beobachtet habe, dass ihn sein Gedächtnis zu Zeiten im Stich lasse.

„Es ist selbstverständlich, dass ein Mann in seinem Alter ein paar Nebensächlichkeiten vergessen kann“, mischte sich hier Merian ins Gespräch. „Ich weiss aber nur von einem einzigen Fall, indem seine Vergesslichkeit wirklich von grösserer Bedeutung war. Wenigstens von Bedeutung für mich: er schuf damals die Voraussetzung zu meinem heutigen Glück.“

„Die Sache trug sich vor fast zwanzig Jahren zu, als Bergmann noch nicht zur Leitung der medizinischen Universitäts-Klinik berufen worden war“, fuhr Merian fort, lächelnd über unsere erstaunten Gesichter. „Damals hatte er zwar eine ausgedehnte Praxis in einem der Armenviertel unserer Stadt, aber in seiner menschenfreundlichen Art verdiente er wohl kaum mehr als seinen geordneten Lebensunterhalt.“

Eines Abends wurde er dringend zu einem Krankenbesuch gerufen. Er fand an der angegebenen Adresse ein armseliges, kaltes Zimmer mit einem einzigen Stuhl, einem wurmstichigen Sofa, das zweifellos einmal bessere Zeiten gesehen hatte, und einem Tisch aus Kistenholz. Das einzige Bisschen Farbe in dieser trostlosen Umgebung kam von einer alten Vase mit einem Strauss halbverblühter Veilchen; alles andere war verblichen, freudlos grau in grau. Aber reinlich war das Zimmer und sauber das dünngewaschene Kleid der jungen, verzweifelten Mutter, die weinend an dem Sofa sass, auf dem ihr leidendes, todkrankes Kind gebettet lag, ein Mädchen von etwa sieben Jahren.

Bergmann kannte den Fall schon aus ein paar vorangegangenen Besuchen. Die junge Frau hatte seit dem Tode

ihres Mannes, seit über fünf Jahren, tapfer allen Schicksalsschlägen standgehalten; unermüdet hatte Luise Suter die feinen Handarbeiten für die grossen Geschäfte angefertigt, um sich und ihre Inge durchzubringen. Was denken die Menschen denn daran, wie schwer eine junge Mutter, auf sich allein gestellt, zu ringen hat, um auch nur das Allernotwendigste für sich und ein heranwachsendes Kind zu verdienen? Aber was wissen auch die meisten Menschen wirklich davon, wie gern eine Mutter alle Sorgen und Arbeit auf sich nimmt, wie leicht die Hand noch bis in die späten Nachtstunden die Nadel führt, wenn sie dafür ihr Kind froh und glücklich sehen kann!

Erst in den letzten Monaten war die Not schier unerträglich geworden. Die paar noch gerade entbehrlichen Möbelstücke, die dem Zimmer doch wenigstens einen Schein von Behaglichkeit gegeben hatten, waren verkauft worden, als Luise Wochen hindurch auch zu den gedrücktesten Preisen keine Arbeit mehr finden konnte. Jetzt wieder war der letzte Rappen für Medizin und die bescheidenen Honorare des Arztes aufgegangen.

Nach sorgfältiger Untersuchung fand Bergmann, dass die Krankheit des Kindes seit seinem Besuch weiter vorgeschritten war. Die grossen, braunen Augen der Kleinen waren weit aufgerissen und glänzten fiebrig in ihrer wesenlosen Starre; zwei rote Flecken glühten in dem kleinen, abgekehrten Gesichtchen und die Händchen griffen und zuckten krampfartig.

„Herr Doktor“, kam Luises Stimme verzweifelt, als sie Bergmanns ernstes Gesicht nach der Untersuchung sah, „ist es denn ganz hoffnungslos? Kann man denn wirklich gar nichts mehr tun?“

„Es gibt nach meinem besten Willen nur noch eine Möglichkeit der Rettung“, antwortete der Arzt nach mitleidsvollem Zögern, „nur ein sofortiger operativer Eingriff kann jetzt noch die nötige Erleichterung schaffen. Aber der einzige Mann, der eine solche Operation mit Aussicht auf Erfolg ausführen könnte, ist Professor Burkhard, der Spezialist. Und dessen Honorar beträgt wenigstens dreihundert Franken“, schloss er leise.

„Ich besitze nicht einmal drei Franken in der Welt“, antwortete Luise Suter in bitterer Verzweiflung; „aber es kann ja nicht sein... ich will arbeiten... Tag und Nacht... mein Leben will ich geben... aber mein Kind, mein Einziges soll leben...“

Voll tiefen Mitgefühls blickte Bergmann auf die Flehende. Wenn man doch nur helfen könnte, der Mutter den Inhalt